

(Nachdruck verboten.)

43]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

„Aber mir!“ fuhr Witte auf, empört von dem Eynismus des Proletariats. „Sie verstehen das nicht, aber was würden meine Freunde dazu sagen? Ich habe ihnen eine Zeile geschrieben, den Todesfall mitgeteilt — das Parte wird ihnen noch Genauerer sagen, sie werden zum Begräbnis kommen — alle — und da —“

Er ging in der Stube auf und ab, dann hob er den Kopf; er war zu einem Entschlusse gekommen und sagte ruhig:

„Lassen Sie auf das Parte „im eignen Grabe“ drucken.“

„Ich habe an ein Parte nicht gedacht, Herr Witte.“

Witte seufzte.

Mit diesem Menschen war ihm wahrlich nicht viel gedient, aber er sagte doch sanft:

„Witte lassen Sie 100 Stück drucken, man wird Ihnen bei der Abfassung behilflich sein. Die Rechnung wird bezahlt, sobald sie präsentiert wird.“

Einige Minuten später hatten beide Männer die Wohnung verlassen.

Nachdem ihm Fritz die Bilder, die er geborgen hatte, eingepackt hatte, verließ Witte mit ihnen verstoßen das Haus, um sich zu dem ersten Kunsthändler Wiens zu begeben.

Er blieb lange in dem Geschäftslokal. Als er es verließ, hatte er die Bilder nicht mehr, sie waren verkauft.

Seine Niedergeschlagenheit hatte ihn trotzdem nicht verlassen. Seine Haltung war gebückter als vorher, sein Gang wankend — er sah förmlich verfallen aus.

Nichts erinnerte mehr an den leichtlebigen Mann, mit den blühenden Augen und der raschen Beweglichkeit, die nicht ohne Anmut war.

In der Ringstraßen-Allee setzte er sich auf eine Bank und blieb sitzen.

Ein rauher Wind bewegte die Nester der Bäume auf und nieder und segte den darauffliegenden Schnee sprühartig hinweg. Witte bekam eine Ladung davon auf die Schulter, auf den Kopf; er spürte es nicht.

Mit leeren Blicken starrte er vor sich hin.

Plötzlich griff er, um sich zu vergewissern, an die Tasche seines Weinkleides, in der er seine Börse zu verwahren pflegte. In sein blaßes Gesicht stieg eine Flamme, dann wurde es noch blässer. Die Börse war nicht mehr da.

Krampfhaft durchwühlte er seine Taschen — nichts, nichts — nirgends.

Sollte er es verloren haben? Kein Wunder, er wußte ja nicht mehr was er that. — Er suchte in der Brusttasche, in der Westentasche — da war das Geld.

Gastig zählte er es nach, es stimmte.

Gott sei Dank, achtzig Gulden! Er verwahrte sie mit einem Seufzer. Achtzig Gulden für beide Bilder — sie gehörten zu den besten, die sein Vater geschaffen. — Heiße Thränen stürzten in seine verweinten Augen.

Sie waren sein Hoffungsanker gewesen in all der Zeit — ein köstlicher Besitz, dessen Wert stetig wuchs, wie er meinte, und nun hingeworfen, verschleudert!

Er hätte es nicht thun sollen, aber die Not und — die Scham!

Er ächzte auf wie ein verendendes Tier.

Was er soeben erfahren hatte, was ihm der Zufall enthüllt, bohrte sich wie glühende Nadeln in sein wundes Herz.

Sich so getäuscht zu finden, so roh verlegt in seinen heiligsten Gefühlen, von denen, die er mit Stolz seine Freunde genannt!

Es war grausam! Thräne auf Thräne rann ihm über die blassen Wangen.

„Heute kauft niemand mehr einen Witte,“ hatte ihm der Kunsthändler, der ihn nicht kannte, mit rauher Offenherzigkeit gesagt, als er die Bilder ihm anbot. „Wenn ich trotzdem die Bilder nehme, geschieht es aus antiquarischem Interesse und weil man eine Kunstepoche auch in ihren ephemeren Erscheinungen studieren kann. Witte war eine Modemaler und ist längst aus der Mode.“

Witte bestritt diese Auffassung. Professor Witte werde heut noch von Kennern geschätzt; Mäcene rühmen sich seiner Bilder und bedauern, daß sie so selten seien.

„Neulich, bei einer Soiree bei Brandt,“ bemerkte Witte, sich in die Brust werfend und, ohne seinen Namen zu nennen, erzählte er von dem lorbeergekrönten Bilde, von dem Triumph der „Wiese“.

Wie höhnisch ihn der Mann darauf angelächelt hatte!

„Dann war es wohl dieses Bild gewesen?“ Er wies es in einem schätzbigen Rahmen vor.

„Wie kommen Sie dazu?“ fragte Witte verwundert.

Der Händler erzählte, Herr Brandt habe es eines Nachmittags zur Ansicht verlangt, um es ihm am nächsten Morgen mit verbindlichem Dank wieder zurückzustellen.

„Diese Manöver kennen wir. Herr Brandt hat das Bild für den Abend gebraucht, wie ich hörte, zu einem übermütigen Scherz; wollen Sie mir damit seinen Kunstwert beweisen?“

Witte feilschte nicht länger — er hatte sein teures Vermächtnis dahingegeben.

Er saß vorn über gebeugt, immer tiefer sank der Kopf gegen die Brust herab. Ein starker Windstoß überschüttete ihn mit grobkörnigem Schnee, der hinter dem Rockragen eindrang, auf seinem fiebernden Körper zerschmolz.

Es kühlte ihm nicht das brennende Weh.

* * *

Es war drei Uhr am Nachmittag.

Die Mädchen waren allein. — Der Vater war noch nicht zurückgekommen.

Dämmerung war hereingebrochen.

Luiße lag noch immer auf dem alten Sofa in Tücher gewickelt, um den sie schüttelnden Frost abzuwehren.

Gusti hatte sich, vom Weinen müde, vor ihr auf die Diele geworfen und den Kopf auf das Sofa gelegt.

Ihr Herz that ihr wehe und die Brust, beides so wund. Von Zeit zu Zeit langte ihre Hand nach der Schwester, als könne sie damit ihrer Bangigkeit Herr werden, aber sie wuchs mit der Dunkelheit.

„Luiße,“ flüsterte sie, „willst Du nicht etwas trinken — einen Schluck Milch vielleicht?“

Ein Schütteln des Kopfes antwortete ihr.

„Luiße, soll ich Licht machen? — Noch nicht. — Wo der Vater so lange bleibt — der arme Vater! — Luiße, sprich doch, sag' mir ein Wort.“

Ein Seufzer antwortete ihr.

In mitleidiger Bärtlichkeit beugte sich Gusti über die Schwester und streichelte ihre Wange. Diele zuckte unter der Verührung zusammen, als verursache sie ihr einen empfindlichen Schmerz.

Sie litt grausam und allein.

Gusti raffte sich auf; lautlos auf den Zehen schreitend, ging sie hinaus.

Luiße verharrte in ihrer Stellung.

Nichts rührte sich mehr, es war still in der Stube, still in der Küche und in dem kleinen Zimmer, wo die Mutter jetzt ruhte, still und ruhig im ganzen Hause, nur das melancholische Girren der Tauben, welche Frau Schönbrunner hielt, ließ sich vernehmen. Luiße hörte es nun schon seit Stunden und konnte ihm nicht Einhalt gebieten.

Eintönig und unaufhörlich, unaufhörlich, wie eine nie ruhende Klage, eine ungestillte Sehnsucht traf dieses Girren ihr Ohr und wirkte völlig zerrüttend auf die Nerven dieses unglücklichen Kindes.

Sie gräbt den Kopf in die Kissen: „Mutter, Mutter!“

Wie um Hilfe flehend, flüchtet sie sich zu ihr. Ihr großer heiliger Schmerz um die Verlorene ist der Halt, an den sie sich klammert, sonst versinkt sie. Und ihre Phantasie ist barmherzig, nicht die Tote, die Lebende steht vor ihr: Längstvergangenes taucht vor ihr auf; die früheste Kinderzeit, wo die Mutter sie auf den Armen gehalten und in den Schlaf gesungen. Wie wohligh und sicher fühlte sie sich in ihren Armen. Wie oft hatte sie einer kleinen Ermüdung nachgegeben und gefammert, nur weil sie wollte getragen sein. Und die Mutter willfahrte immer. Sie bot alle Kräfte auf, um die ihrer Kinder zu schonen, um ihnen etwas Liebes zu thun — und später und immer, immer war es so gewesen. Hundert

Einzelheiten fielen ihr ein, die ebenso die Hingebung der Mutter wie ihre eigne kindliche Selbstsucht charakterisierten. Diese aufopfernde Liebe war ihr etwas so Selbstverständliches gewesen wie Licht und Sonnenschein, sie hatte niemals darüber nachgedacht. — Heute erschien es ihr anders. Neue erfaßte sie, Sehnsucht und leidenschaftliche Zärtlichkeit. — Und nicht vergessen können, was die Mutter an ihren Kindern gethan, nicht mehr gut machen können, was sie an ihr verbrochen! — „Mutter, meine Mutter!“ In heißem Verlangen streckte sie beide Hände empor, um sie sofort wieder sinken zu lassen — zu spät! Im Unmut war sie von ihr geschieden, im Zorne fast. Sie war schlecht gewesen — wahnsinnig! Sie sieht die mageren Hände bittend gehoben. — Sie hört den schlendenden Ton der Mutter, „geh' nicht, geh' nicht!“ Sie war taub gegen ihre Bitten gewesen, sie war gegangen. Sie ist gemartert von Neue und fühlt doch, sie konnte nicht anders. Alles, was in ihr lebt und atmet, alles was hinreißt und verführt, trieb sie zu ihm. — Und nun war sie wieder mit ihren Gedanken dort, wo sie nicht hin will. — Sie spürt wieder den heißen Atem, die jugendlichen Küsse des Mannes. Sie erschauert unter dem Blick seiner Augen, sie lehren sie, was Begierde ist. Sie schlägt die Hände vor ihr Gesicht — ein Zittern überfällt sie: Ist sie verloren, ist sie es nicht?!

Es ist völlig Nacht geworden. Das Gurren der Tauben verstummt. Da wird die Glocke gezogen; laut tönte sie durch die Stille.

Ein Fremder ist's. — Reich! — Er kommt!

Der Gedanke reißt sie empor, zitternd steht sie da und kann nicht von der Stelle.

Gusti hat die Thür geöffnet — sie horcht — sie hört eine Männerstimme — dann vernimmt sie nichts mehr als die wilden Schläge ihres eignen Herzens.

Hat sich der Mann wieder entfernt?

„Gusti!“ ruft sie, ihrer Erregung Luft machend, „wer ist's?“

Die Gerufene erscheint in der Thür, das Licht zittert in ihrer Hand. Der Tischler sei es gewesen, berichtet sie und geht wieder hinaus.

Luisje sinkt auf ihr Lager zurück.

Er hat den Sarg gebracht, den Sarg für die Mutter.

Die Fieberchauer erneuern sich, ihre Zähne schlagen klappernd aufeinander. Gusti blieb in der Küche. Nachdem sie die physischen Schauer, die der Tod den Lebenden bringt, überwunden hatte, und sie mußte sie überwinden, hatte sie seit dem Morgen all das Unausprechbare allein gethan. Mit von Thränen verschleierte Augen hatte sie ihrem toten Mütterlein die letzten Liebesdienste erwiesen. Zum erstenmal lernte sie eine schwere Pflicht üben und sie übte sie. Sie brachte ihr Trost und Stärkung. Jetzt, vor dem dunkeln Zimmer, in welchem die Tote liegt, überfällt sie auf's neue das Grauen. Vor ihr steht der schwarz angestrichene Sarg — wie häßlich er ist — er enthält nichts als Späne — die sind so hart und kalt. Und da hinein also. — Sie setzt sich auf den niederen Küchenstempel — ihr zittern die Knie, sie ist fürchtbar müde, sie denkt nach, wie sie's anstellen könne, wie sie's allein vollbringe. — Plötzlich wirft sie beide Arme über den nebenstehenden Stuhl und läßt den Kopf darauf sinken — sie sinnt und sinnt — die Augen fallen ihr zu — die Gedanken verwirren sich — im nächsten Moment war sie, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen.

Sie hatte die Thür, nachdem der Tischler sich entfernt, nicht wieder geschlossen. Sie wird sachte geöffnet, Fritz tritt herein.

Er sieht sich um, das düster bremende Licht läßt alles im Schatten; im Weiterschreiten bemerkt er den Sarg und das Mädchen vor ihm.

Was ist ihr — ist sie ohnmächtig geworden? Er nimmt das Licht und leuchtet über sie hin. Ruhig hebt sich ihre Brust, sie schläft, schläft an dem Sarge der Mutter, wie ein Kind, das dem Gram entrückt ist. — Nicht doch, ihre Augen sind dick geschwollen vom Weinen und jetzt — ein stoßweises Aufschluchzen, die Lippen verziehen sich, ein krampfhaftes Zucken überfliegt ihren Körper — sie weint noch im Schlafe. — Armes Kind!

Da überkommt ihn das schwächliche Mitleid, er weist es nicht barsch von sich, er wendet auch seine Augen nicht ab von dem lieben Gesicht, das in seiner tiefen Ermattung so hilflos und hilfebedürftig aussah.

Der Kopf ruht seitwärts auf ihrem Arm, eine Partie der Haare war nach vorn gefallen und ein Strähnen davon hat sich in dem zerrissenen Mohrgeflecht des Stuhles verwickelt.

Er zaudert, dann befreien seine groben Finger, ebenso geschickt als zart, sie aus dieser Gefangenschaft.

Während er sich so über sie beugt, öffnet sie ihre Augen und blickt in die seinen. Sie bleibt ganz ruhig, ihre Lippen öffnen sich und leise, mit einem Aufatmen, das ihre Brust erleichtert, flüstert sie seinen Namen.

Er streckt ihr die Hand entgegen; sie ergreift sie, als hätte sie ein Anrecht darauf.

Und es ist ein großes und heiliges Anrecht, das in jenem Naturgefühl wurzelt, das in Not und Traurigkeit den Menschen zum Menschen zieht, alles Gute und Liebe von ihm erwartend, Hilfe und Beistand.

Ihre Augen, die sich wieder mit Thränen gefüllt haben, sprechen so deutlich: verlaß' uns nicht, und sein fester ehrlicher Blick antwortete ihr: ich bleib' bei euch, ohne daß er ein Wort hinzugefügt hätte.

Sie erhebt sich rasch, wie neu belebt; wie gut, daß er ihre Haare vorher aus dem Geslecht gelöst hatte. Sie deutet auf die dunkle Stube.

„Da drin,“ flüstert sie, „und hier der Sarg —“

Er nickte. „Wir werden die Mutter zur Ruhe bringen.“

Er geht voran, sie folgt mit dem Licht. — Seine Nähe, welch' unjägliche Wohlthat!

Sie arbeiten nun gemeinsam, ohne viel Worte zu wechseln. Er ist der Anordnende und jeder seiner Winke wird verstanden und rasch befolgt.

Die Selbstbeherrschung, die er sich auferlegt, seine ruhige, sichere Art wirken beruhigend auf sie.

Die Stube war aufgeräumt, das Fenster verhängt. — Fritz hatte die Entseelte in den Sarg gelegt und gebettet.

Ihr Kopf ruhte auf einem kleinen Kissen.

Es waren keine geweihten Kerzen vorhanden, kein Kreuz wurde ihr zwischen die erstarrten Finger geschoben, den Anordnenden waren diese Ceremonien fremd; nur die kleine Lampe, bei der sie so oft gearbeitet, war an das Kopfende gestellt und warf ihr düster ruhiges Licht über sie hin.

Die beiden jungen Menschen standen vor dem Sarge mit gefalteten Händen und Gusti schaute zum erstenmal ohne den verdunkelnden Flor ihrer Thränen in das entfärbte Antlitz der teuren Toten.

Ein großes, ehrfürchtiges Gefühl überkam sie mit diesem Frieden, den nichts mehr störte, kein Leid mehr berührte. In dieser starren Ruhe erschienen die edlen Linien ihres Gesichts in voller Reinheit.

Stirn und Nase erinnerten an die Bildnisse der Antike, wunderbar schön der äußere Bau der Augen, die sanft geschlossen waren. Das prächtige, schwarze Haar war gelöst, es breitete sich in dichten Ringeln über das Kissen aus. Fritz hatte zwei gelbliche Rosen leise ihr auf die Waden gelegt, und dieser Schmuck erhöhte noch ihre märchenhafte Schönheit und rätselhafte Unwirklichkeit. Was dieselbe zur Bangigkeit steigerte, war, daß dieser schöne Kopf keinen Körper hatte. Diese Hüllen umschlossen ein Nichts, nicht einmal die Andeutung einer menschlichen Form war darunter: flach, eingesenken, ein Schemen lag da im Sarge.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Neue Treppenhaus im Albertinum zu Dresden.

In diesem Frühling vollendete Hermann Prell, Professor und Leiter eines Meißnerateliers für Geschichtsmalerei an der Dresdener Akademie, die Ausschmückung des Treppenhauses im Albertinum, der königlichen Skulpturensammlung an der Brühl'schen Terrasse. Eine solche Aufgabe interessiert die Oeffentlichkeit in hohem Grade. Denn eine solche Gelegenheit, einen Raum ganz neu auszubauen, mit Malereien und Bildhauerwerken zu schmücken, bietet sich sehr selten. Man kann hier endlich einmal die Probe aufs Exempel machen, und stimmt die Rechnung nicht, so nimmt man sich die gemachten Fehler ad notam. Daher interessiert die Ausführung eines solchen Auftrages, der Unsummen verschlingt, weitere Kreise.

Ursprünglich sollte nur die Malerei in Anspruch genommen werden, das Treppenhaus zu schmücken. Ein Wettbewerb wurde veranstaltet. Hermann Prell — ein Mann von 50 Jahren — ging dabei als Sieger hervor und die Wichtigkeit seines Ansehens war so groß, daß er das Ministerium dahin brachte, den ursprünglichen Plan umzuwerfen, das ganze Treppenhaus Prell zum Umbau nach seinen neuen Plänen zu überantworten und ihm zu gestatten, auch die Bildhauerkunst heranzuziehen.

Wir wollen die Frage unerörtert lassen, ob bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht ein jüngerer Künstler den Vortritt verdient hätte. Wir wollen uns auch an der Versicherung genügen lassen, daß Prell durch frühere Arbeiten gleicher Art Vorkenntnisse erworben hatte, praktische Resultate, die ihm jetzt bei der Bewältigung einer ganz großen, neuen Aufgabe zuzustatten kommen mußten. Er schmückte die Rathhäuser zu Worms und Gildesheim, das Treppenhaus im Breslauer Museum, das Architektenhaus in Berlin und in Rom den Palazzo Caffarelli der deutschen Gesandtschaft. Alle diese Arbeiten aber unterschieden sich von dem Dresdener Auftrag. Dort mußte er sich festen Verhältnissen fügen, durfte nur mit malerischen Mitteln wirken. Hier, in Dresden, sollte er frei schaffen können, eine Art Gesamtkunstwerk hinstellen. Sechs Jahre arbeitete Prell daran. Er konnte mit Material edelster Art wirtschaften. Das Geld spielte keine Rolle. Er hat gewirtschaftet, und zwar traurig. Beim Eintritt in das Gebäude hat man nicht die Vorstellung, in ein Treppenhaus zu kommen mit freien, leichten Ausblicken. Vielmehr windet man sich an der Garderobe vorbei und, trotzdem man die Fresken sucht, findet man nichts. Es ist gleichgültig graues Licht, das einen empfängt. Man geht die Treppe hinauf, in dem Gefühl, sich geirrt zu haben. An einem Absatz der Treppe steht eine breite Eckbank, von der aus der Raum nicht zu übersehen ist. Man geht noch weiter. Wichtig, nun sieht man die Farben leuchten. Noch ein paar Stufen weiter und man weiß nun erst, dies ist das Treppenhaus, das Prell ausmalte.

Augenscheinlich schwebte Prell — wenn er überhaupt eine Absicht damit verband — vor, durch die Verdunkelung des unteren Raumes die Helligkeit hier oben zu heben, und, indem er unten dunkle Tönung verwandte, die leichte Farbigeit der oberen Halle um so stärker hervortreten zu lassen und durch diese Kontrastierung den Raum zu weiten. Diese Absicht ist nicht erreicht. Abgesehen davon, daß es ein Theatercoup wäre, wird der Raum dadurch nicht geweitet, vielmehr hat man das Gefühl der Enge, der verstärkt wird durch die Notwendigkeit, den Hals unbequem nach oben und nach den Seiten reden zu müssen.

An der Decke nämlich prangt ein Gemälde, das wie ein an die Decke geklebter Theatervorhang aussieht. Man sieht allerlei aufgeregte Gebärden, ein Sammelsurium nackter Glieder. Allem Anschein nach also wird es der beliebte Kampf der Titanen gegen die Olympier sein, der immer gehalten muß, wenn es gilt, deforativ zu wirken.

Auf der rechten Seitenwand, die sich in zwei Felder teilt, sieht man einmal, wie zwei beflügelte Jünglinge es sehr eilig damit haben, einen alten Mann an einen Felsen zu schmeiden. Aha, das wird Kronos sein, der Führer der Titanen, der auf diese Weise unschädlich gemacht wird. Auf dem andern Felde sitzen auf recht lustiger Höhe drei weibliche Gestalten; die eine hält eine Spinne, die andre eine Schere, die dritte thront zwischen ihnen, erhöht, und hält einen Faden; der Deutlichkeit halber recht hoch, über dem Kopf, damit es jeder sieht. Das werden also wohl die Parzen sein.

Zwischen diesen Feldern steht in einem kleinen Mittelteil eine ebenfalls von Prell geschaffene Statue, ein düster dreinblickender Held. Er trägt eine Fackel in der Hand. Prometheus.

Folgt die andre Seite, die gegenüberliegende Wand. Diese ist der Liebe geweiht. Dem Prometheus entspricht eine Aphrodite, die von dem Meere entsteigt.

Auf dem einen der Felder ist Zeus als Stier verwandelt, damit beschäftigt, eine griechische Dame auf seinem Rücken durchs Meer zu tragen, während das andre Feld drei nackten, weiblichen Gestalten Gelegenheit giebt, sich von vorn und von hinten zu zeigen.

Allerlei sonstige Zuthaten schmücken noch die freigelassenen Ecken in üblicher Art, Guirlanden, Gewinde, harfenspielende Gestalten, die auf einem Siebel sitzen, und dergleichen.

Offenbar hat Prell gar nicht begriffen, wozu das Treppenhaus da ist. Nämlich als Ueberleitung. Es soll weiter nichts leisten, als durch seine leichte, feierliche Haltung den Besucher zur Betrachtung der folgenden Kunstwerke hingleiten. Es soll nicht selbst etwas sein. Der Künstler, der sich der Raumkunst widmet, muß dienen. Prell aber setzt sich selbstherrlich darüber hinweg und schafft etwas, das um seiner selbst willen betrachtet sein will, und darum die Blide recht kräftig auf sich lenkt.

Dabei vergißt er aber, daß wir zu dieser Antike längst alle Beziehung verloren haben. Kein Mensch — er sei denn ein Philologe oder ein Gymnasiast — weiß, was das denn nun bedeuten solle. Auch der gebildete Mensch weiß es nur aus dem Umstande vielleicht, daß es eben künstlerische Sitte und Gepflogenheit ist, diese Vortürfe bei solchen Gelegenheiten immer wieder durchzuführen. Diese Antike — die kein innerliches Verhältnis, sondern eine billige Illustrierung von Szenen darstellt, die ein fremdes Volk uns gab — was soll sie uns? Gott sei Dank beginnen wir uns davon zu befreien! Prell aber sagt diese Art offenbar etwas und demzufolge dekretiert er: ich folge mir.

Wir wollen den Gegensatz raumkünstlerischer Grundsätze unerörtert lassen, ob eine Wand nur ornamentalen Flächenschmuck oder wirkliche Bilder erhalten darf. Wir wollen zugeben, daß wenn die Säulen an sich die Decke schon tragen, es dem Maler freisteht, die Wand mit Bildern zu schmücken. Prell weitet aber damit nicht die Flächen. Er giebt einfache Gemälde, die an die Wand gepappt sind. Wenn schon Bilder, so müssen es doch solche sein, die in dem Rhythmus des Ganzen mitgehen. Und das Ganze ist der Raum. Diese ganz undeforative, illustrative Art zerstört ja die ganze Illusion. Die Harmonie der Linien ist überall zu eng, die

Farben zu plump; sie gehen nicht mit dem Räumlichen. Hier zeigt sich: Prell will keine dekorative Kunst, sondern Bilderkunst. Er ist Illustriator. Er illustriert die griechische Göttersage (in recht leichter Manier) und meint, einen Empfangsraum, der überleiten soll zum Genuß der Meisterwerke der Plastik, damit ausgestaltet zu haben. Wir haben jetzt andre Anschauungen von den Principien moderner Raumgestaltung, und darum hätte eben ein jüngerer Künstler berufen werden müssen, der diese Entwicklung mitgemacht hat. Wir haben deren gerade heute genug. Wenn es aber daran geht, große, staatliche Aufträge zu verteilen, werden immer die gewählt, die sich eigentlich schon selbst überlebt haben. Und wir haben das traurige Schauspiel vollständiger Entgleisung dann mitanzusehen und müssen es uns gefallen lassen, daß es uns und unsern Nachkommen für lange Zeit geboten wird.

Ein solches Museum dient öffentlichen Zwecken und viele Besucher gehen da hinein. Was hat solch Spielen mit gelehrten Reminiscenzen da für einen Zweck? Es ist barbarisch. Es zeigt größte Verkenntung des Allgemeinwertes der Kunst. Dazu kommt dann noch, daß diese Reminiscenzen eben bloße Reminiscenzen bleiben, sie sind nicht umgestaltet in Kunst. Man merkt nicht, daß sie Prell selbst Herzenssache sind — worüber dann nicht mehr zu diskutieren wäre — sie sind durchaus Schablone und Klische.

So wächst das Ganze nicht aus einer umfassenden Raumvorstellung organisch empor, sondern es ist ein Nebeneinander wertvoller Materials, das leider schlecht verwandt ist. Ein solcher Raum, wie der gegebene, hätte ganz anders angepaßt werden müssen; er ist nicht allzumeist, also wäre es Aufgabe gewesen, ihn zu erweitern, nicht, ihn durch allerlei Barrieren zu verschachteln, so daß eigentlich nichts klar zu übersehen ist. Es ist die ganz alte Art der Dekoration, die auch bei uns im alten Museum das schöne, freie Treppenhaus mit Bildern bellegen ließ, die in den Raum gar nicht hineinpassen und nur mit ihren unten hängenden Erklärungen Gelegenheit zu geschichtlicher Belehrung bieten. Ein kleinlicher Geist, der darin lebt, trotz aller großen Gebärden. Nicht Prell ist hier der Vortritt zu machen, der sicher gab, was er geben konnte, sondern dem Ministerium, das ihn berief.

Tausende wurden wieder ausgegeben, und wir sind um nichts reicher. — Sc.

Kleines feuilleton.

— Die „gebratenen Mais“. Ueber ein amüsantes Mißverständnis, das einem Straßburger in Baden passierte, wird in der „Straßburger Post“ erzählt: „Der Herr war von Bekanuten zu Tisch geladen, man war in kleiner Gesellschaft fröhlich zusammen und sprach Dialekt oder Hochdeutsch mit starken Anklängen. Der Straßburger suchte sich nach Möglichkeit zu akklimatisieren und so badisch als möglich zu reden. Die Unterhaltung kam auf die kleinen billigen Delikatessen, welche die Natur mit vollen Händen spendet und die besonders den Weisfall der Kinder finden. Der eine hatte in jungen Jahren „Käsekraut“ leidenschaftlich „geäst“; im Lobe der in der heißen Asche des verbrannten Krautes gebratenen Kartoffeln war alles einig und eine junge Dame bemerkte, daß in heißen Asche gebratene frische Wallnüsse ganz ähnlich wie gebadene Fische schmecken. Der Straßburger wollte bei so viel kulinarischer Wissenschaft nicht hintantreten und warf ganz harmlos in die Unterhaltung: „Wisse Sie, was mir in Straßburg als Witwe auf der Matte besonders gern gegesse habe? Gebratene Mais, auch so in der heißen Asch gebadet!“

Die Wirkung dieser unschuldigen Feststellung war überraschend. Die Bissen hatten allenthalben im Munde einen unvorhergesehenen Aufenthalt, die Gabeln wurden bei Seite gelegt, allgemeines Husten und Nüßern, und von einem Ende des Tisches sogar ein unterdrücktes „Psui Teufel! entschuldigen Sie das harte Wort!“ Niemand war über den Erfolg betroffener als der Straßburger Herr, der ohne den geringsten Nebengedanken fragte:

„Ja, wundert Sie denn das so? Das schmeckt sehr gut, besonders wenn's knusperig gebraten ist, sodas die Haut schon ein bißel angebrannt ist und aufspringt. Da fragen Sie nur die Straßburger Knecht, ob das keine Delikatesse ist.“

Allgemeines, fortdauerndes peinliches Schweigen, nur ein stark nerviges Wackfischchen vom Lande fragt:

„Wo haben denn die Straßburger Knecht die . . . hm, ihre Delikatesse in appetitentsprechender Menge her?“

„Ei, wir haben sie als auf dem Felde geholt!“

„Also Feldmais?“

„Natürlich Feldmais.“

Allgemeine Unruhe, bei älteren Damen Tendenz zu Nervenauffären, Stoden der Unterhaltung, Waiffe des Appetits, die sich ein Egoist zu Ruhe hätte machen können. Der Straßburger wird durch vielfagende Blide und noch empfindlicheres Ignorieren auf den Isolierschemel abgedrückt. Nur das Enfant terrible vom Lande merkt nichts und fragt noch einmal neugierig:

„Ja, wie ist das? Habe Sie die Schwänze auch mitgegesse?“

„Die Schwänze? Was für Schwänze!“

„Na von Ihre Feldmais!“

„O du lieber Gott, was hab ich da, ohne zu wollen, angerichtet! Ich hab von Mais geredet, von Weisforn oder amerikanischem Weizen, oder wie sie es sonst nennen . . .!“

Die menschlichen Stimmungen pendeln zwischen ihren Extremen. Und so brauche ich nur hinzuzufügen, daß das allgemeine, befreiende Lachen an Dauer und Herzlichkeit der eben überstandenen Launen-depression entsprach.“ —

ie. Die Schifffahrt auf dem Suez-Kanal hat nach der jetzt veröffentlichten Statistik im Jahre 1903 die Ziffer von 3761 Schiffen mit einem Rauminhalt von 11 907 288 Tonnen erreicht, die höchste bisher vorgekommene. Die Steigerung gegen die Jahre 1902 und 1901 ist aber nicht beträchtlich. Die Verteilung der Ziffer auf die verschiedenen seefahrenden Nationen ist beachtenswert und zeigt hauptsächlich die gewaltige Ueberlegenheit Englands im Weltverkehr. Von den genannten Zahlen entfielen 2278 Schiffe mit 7 403 553 Tonnen auf England. Sowohl die Zahl der Schiffe der englischen Flagge als ihr Tonnengehalt übertraf also die aller andern Nationen zusammengenommen um etwa zwei Drittel, denn für die andern Nationen blieben nur rund 1500 Schiffe mit 4 1/2 Millionen Tonnen. Deutschland stand in der Benutzung des Suez-Kanals an zweiter Stelle mit 494 Schiffen und 1 773 265 Tonnen, die einzig beträchtlichen Ziffern neben den englischen. Frankreich an dritter Stelle hatte nur 261 Schiffe mit 781 379 Tonnen aufzuweisen, also nicht einmal die Hälfte der deutschen Zahlen. Annähernd gleich mit Frankreich waren Holland, Oesterreich-Ungarn und Rußland gestellt. Japan folgt an 7. Stelle mit 53 Schiffen von 220 966 Tonnen. Aus der weiteren Liste geben wir nur die Reihenfolge: Italien, Spanien, Norwegen, Dänemark, Türkei, Amerika, Ägypten (nur 11 Schiffe mit 11 755 Tonnen), Griechenland (nur 7 Schiffe), Schweden, Portugal und Persien. Bedeutende Steigerungen haben in ihrer Anteilnahme an der Schifffahrt durch den Suez-Kanal zu verzeichnen: England (um etwa 630 000 Tonnen), Deutschland (66 000), Frankreich (12 000), Holland (28 000), Rußland (20 000); eine Abnahme zeigen Oesterreich-Ungarn (9000), Japan (11 000), Italien, das immer weiter zurückgeht (19 000), Spanien (9000), Norwegen (4000), die Türkei (12 000), Amerika (24 000) usw. Die Zahl der Passagiere betrug im Jahre 1903 nur 195 217 gegen 223 658 im Vorjahr; unter ihnen wurden neben den gewöhnlichen Passagieren gezählt über 80 000 Soldaten und über 25 000 Pilger und Auswanderer. Zu den Soldatentransporten stellten England 30 000, Frankreich 23 000, die Türkei über 11 000, Deutschland über 7000, Rußland über 4000, Holland rund 2500. —

Völkerkunde.

c. Die Mysterien des Fetischdienstes. Auf welcher sonderbaren Art die Eingeborenen in der Gegend von Kiougo am Kongo in den Fetischkult eingeführt werden, erzählt ein Redemptoristenpater der katholischen Mission am Kongo. Er hat in eine Art Schule Zutritt erlangt, die von einem Fetischpriester geleitet wird und dem Fetisch „Mlimba“ geweiht ist. Die Schule befindet sich in der Nähe eines Dorfes und eines Waldes; die dahin führenden Wege bilden ein großes Kreuz. Die Spitze des Kreuzes wird von der Schule eingenommen, am linken Arm befindet sich das Dorf, am rechten der den Schülern allein zugängliche Wald, und am unteren Ende des Kreuzes findet die erste Einweihung in den Kult statt. Von Zeit zu Zeit halten die Häuptlinge einer Gegend es für gut, die Schule des Mlimba aufzuthun; alle männlichen Kinder müssen dann eintreten, je nach der Größe und Wichtigkeit des Landes sind es 50 bis 100. Jedes Dorf schickt etwa ein halbes Dutzend. Beim ersten Hahnenschrei verlassen sie unter der Führung eines „Iapita“ ihr Dorf. Vor Sonnenaufgang müssen sie den Ort der Einführung erreicht haben. Dort wird jeder der Neophyten von dem Nganga oder Priester des Mlimba völlig entkleidet, der Länge nach auf die Erde gelegt, dreimal mit der Faust geschlagen und dreimal auf der Erde gerollt. In der Sprache des Mlimba spricht er den Namen des Katechumenen aus, wobei er jede Silbe langsam und scharf betont; dann reibt er den ganzen Körper des Unglücklichen mit weißer Erde ein, bis der schwarze Körper so weiß wie eine mit Gipsmörtel abgeputzte Wand wird. Nun erst erteilt er dem Eingeführten die ersten Belehrungen über seinen neuen Stand. Sind alle Neulinge „abgeputzt“, so werden ihre Lenden mit Palmblättern umgürtet. Der Fetischpriester scharft ihnen kurz die Regeln und Vorschriften ein, die sie in der Schule zu befolgen haben, dann faßt er den ersten an einem Blatte seines grünen Gewandes und führt ihn ins nächste Dorf, wohin die andern folgen müssen. Im Dorfe sind unterdessen alle Frauen herbeigeeilt und der Zauberer sagt zu ihnen: „Seht, sie waren tot und sind wieder auferstanden; da kommen sie an!“ Dann schlingt er der Reihe nach seinen kleinen Finger um den kleinen Finger jedes Novizen und spricht seinen neuen Namen aus. Hierauf nimmt er Salz, das mit „pikipiki“ vermischt ist, und legt mit dem Daumen den Novizen Salz auf die Zunge. Jetzt erst dürfen sie Nahrung zu sich nehmen; bis dahin waren sie nüchtern. Vom Dorf begeben sie sich in die Schule des Mlimba, diese besteht in einem großen „Himbel“, in dem gegen eine Wand gelehnt in einem Korb der Fetisch Mlimba thronet. Dort werfen die Novizen ihr grünes Gewand ab, denn der Fetisch erlaubt nur, das man ihn in seinem Tempel ganz nackt nahe.

In der Schule lernen die jungen Leute Gesänge der Eingeborenen und die geheimnisvolle Sprache des Mlimba, die nur die Eingeweihten verstehen. Sie unterscheidet sich bedeutend von der üblichen Sprache und wird ohne jede schriftliche Fixierung im Gedächtnis von diesen Wilden bewahrt. In der übrigen Zeit müssen die jungen Diener des Gottes allerlei Arbeiten ausführen, wie sie die Eingeborenen verrichten, z. B. Matten, thönerne Kochgefäße,

Pfeifen usw. Der Erlös fällt zum größten Teile dem Fetischpriester zu, der davon Stoffe kauft und all die Dinge, die notwendig sind, um das Fest der vollendeten Einweihung in den Gottesdienst würdig zu begehen. Die jungen Leute werden sehr streng in der Schule gehalten, doch gilt es als große Schande, nicht unter die Eingeweihten und Diener des Mlimba zu gehören. Zudem ist das Fest bei der Entlassung, wenn sie nach überstandener Lernzeit die letzten Weihen erhalten haben und aufgenommen worden sind in den mythischen Kreis, die höchste Freude in ihrem Leben.

Schon in aller Morgenfrühe dieses Festtages brennt das Feuer in der Schule des Mlimba und gewaltige aufgetürmte Haufen aus trockenem Gras flammen gen Himmel. Das sind die Zeichen, die zur Festesfreude laden. Sogleich eilen die Gemeinthen zum Wasser und nehmen sorgsame Waschungen vor, bis ihre Haut die ihnen eigene schwarze, bronzefarbene glänzende Tönung bekommt. Wogende Ringe legen sie an um Weine und um Arme. Die Hüften umschlingen sie mit dem schönsten neuen Schurz und dann lassen sie sich in Hängematten oder auf dem Rücken älterer Leute hockend im Triumph und mit gewaltigem Lärm nach dem Dorfe führen. Dort herrscht fieberhafte Erwartung. Die ganze Gegend prangt im Festgewand. Die neu aufgenommenen Fetischdiener scheinen aus einer andern Welt zu kommen oder sie haben sich das wenigstens kramphast eingebedet. Sie geben sich den Anschein, als ob sie die Alten nicht wiedererkennen; sie ignorieren selbst die eigenen Mütter. Sie thun, als ob sie nicht gehen könnten und nichts mehr wüßten von den Dingen des alltäglichen Lebens. Sie essen auf der bloßen Erde, schneiden Gesichter, beißen, benehmen sich wie Kinder. Und die andern gehen darauf ein, haben mit ihnen Mitleid, entschuldigen sie nachsichtig. Endlich erkennt man sich wieder: der Sohn stellt sich der Mutter dar, der Bruder der Schwester, der Bräutigam der Braut. Die Freude wird frenetisch, der Festjubil steigt sich aufs höchste. Der Palmwein fließt in Strömen. Ueberall glühen Freudenfeuer und um die Feuer lagern glückliche Gruppen. Bei diesen Freudenmahlen giebt es Hühner, Ziegen, Hammel, Schweine. Und dann die Tänze, in denen man die Freude ausstößt, die Gefänge, das gelle Klingeln des Tam-tam! Tagelang, wochenlang währen diese Feste. Dann kehrt jeder in sein Dorf zurück, und stolz bringt er den Sohn, den Bruder mit, der „Mlimba“ geworden ist. —

Humoristisches.

— **Wudel Irümmt engh!** Der Kreuznacher „Gen.-Anz.“ läßt sich aus Bonn wörtlich folgendes berichten: „Dem am königl. Gymnasium hieselbst angestellten Herrn M. Hoerning, früher in Kreuznach, ist die hohe Ehre zu teil geworden, an den Hof Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin zu Schaumburg-Lippe berufen zu sein, um in Nebenamte als Erzherzog des Sohnes des Kammerherrn Ihrer Königl. Hoheit, Freiherrn v. Salviati, zu wirken. Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Victoria, Schwester Sr. Majestät des Kaisers, ist zugleich hohe Patin des Sohnes des Freiherrn v. Salviati.“ —

— **Druckfehler.** Auf dem Personenzettel eines süddeutschen Kurtheaters war jüngst zu lesen: Zwischen dem zweiten und dritten Akt liegen 6 in Wochen.“ —

Notizen.

— Die Direktion des Berliner Theaters hat, einer hiesigen Blättermeldung nach, die Nachmittagsvorstellungen dieser Bühne für rund 49 000 M. an die Freie Volksbühne verpachtet. —

— Professor Schulke-Raumburg hat seine in Saaleck in der Nähe der Müdelsburg gegründeten kunstwissenschaftlichen Werkstätten in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht verwandelt, deren Grundkapital sich auf 40 000 M. beläuft. —

— **Pferdeschädel unter der Diele.** In Staberdorf auf der Insel Rühmarn wurde in diesen Tagen eine alte Hofstätte abgeräumt. Beim Aufbrechen der Scheumdele des über 200 Jahre alten Gewebes fand man etwa 80 wohlerhaltene Pferdeschädel. Die eigenartige Sitte, Pferdeschädel unter die Lehmdehlen der Scheunen zu legen, ist in den niedersächsischen Gegenden alt und mag vielleicht bis in das Heidentum zurückreichen. Ein altes plattdeutsches Sprichwort sagt: „Peerloy in'n Deel, bringt Glück int Haus“. Oft füllte man noch die Pferdeschädel mit Glasplittern aus. Die Landleute wissen über diesen Brauch nichts Näheres anzugeben. Wenn man sie fragt, so antworten sie, man habe in alten Zeiten Pferdeschädel unter die Lehmdehlen der Scheunen gelegt, damit man zum Dreschen einen besseren Resonanzboden herstelle. —

— In der Chemisch-Technischen Versuchsanstalt bei der königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin ist Paul Diergart mit analytischen und synthetischen Arbeiten über die rote gebrannte Terra sigillata, jenes antike Löpfergeschirr, beschäftigt. Er bittet alle diejenigen um Mitteilungen, welche in der Lage und geneigt sind, namentlich auch im Auslande, chemisch-technisch an der Klärung der römisch-germanischen Terra sigillata-Frage sich zu beteiligen, sei es durch Uebersendung von technisch wichtigen Scherben, auch solcher der altgriechischen Schwarzglanztechnik. Angabe technisch wertvoller Litteratur an schwer zugänglicher Stelle zc. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 31. Juli.